

Einblick von außen ... mit Volker Kalisch

Volker Kalisch, geboren 1957 in Tübingen, ist seit 1994 Professor für Musikwissenschaft an der Robert Schumann Hochschule Düsseldorf, zugleich ist er dort seit 1998 mit einer kurzen Unterbrechung (2005–2008) Prorektor für Studium, Lehre und Forschung. Promoviert in Musikwissenschaft (Freiburg/Breisgau, 1986) und Soziologie (Tübingen, 1990), liegen seine Schwerpunkte in Forschung und Lehre u. a. auf der Nahtstelle beider Fächer, in der Musikästhetik und der Geschichte der Musikwissenschaft. Angesichts vielfältiger Studien- und Unterrichtserfahrungen kennt Volker Kalisch zahlreiche große und kleine Bibliotheken im In- und Ausland (bis nach Australien) als Benutzer. Wiederholt ist er in seiner Laufbahn in die fachliche Verantwortung für Musikbibliotheken geraten (Berlin, Düsseldorf). Bibliotheken, die ihn besonders faszinieren, verortet er im Zentrum eines seiner primären Interessengebiete, der Musik und Gesellschaft des europäischen Mittelalters, und hier insbesondere in den Klöstern.

Jonas Lamik (JL): Zu Beginn möchte ich gerne fragen, aus welchem Grund Sie im Alltag Musikbibliotheken aufsuchen – und was speziell Sie mit der Düsseldorfer Hochschulbibliothek verbinden?

Volker Kalisch (VK): Ich werde gerne auf alle Ihre Fragen eingehen, allerdings in einer Weise, wie ich sie als Volker Kalisch verstehe, denke und fühle – und nicht als Funktionsträger. Ihre Frage bringt mich auf etwas, das sich in meiner Düsseldorfer Wohnung befindet. Dort hängt, in einem einfachen Goldrahmen, folgender berühmter Ausspruch Erasmus' von Rotterdam: „Dort ist meine Heimat, wo ich meine Bibliothek habe.“ Als Mensch habe ich gewiss mehr als eine Heimat: eine emotionale, eine mentale, eine intellektuelle, sicherlich auch eine landsmännische Heimat. Für mich ist aber darüber hinaus jede Bibliothek, die mir etwas anbietet, eine geistige Heimat.

Ich sage das nicht aus Nettigkeit, sondern weil es für mich mit einer sehr konkreten Erfahrung verknüpft ist: Ich bin in einer Familie groß geworden, die nicht gesegnet war mit Bildungsgütern, nicht mangels des Bemühens, sondern weil weder der Schulbesuch noch die Vermögensverhältnisse sie mit einer Bibliothek ausgestattet haben. In früher Jugendzeit bin ich dann auf etwas mir bis dahin Unbekanntes, eben auf Bücher, gestoßen und habe erkannt, dass diese auch eine zusammengehörende Sinneinheit bilden, wodurch ich den Grundstein einer Bibliothek begriffen habe. Seit dieser Zeit habe ich es als Defizit empfunden, eine Bibliothek als geistige Verortung eben nicht zu haben. Dies hat einerseits dazu geführt, dass ich selbst eine relativ stattliche Zahl von Zählheiten einiger bibliothekarischer Relevanz besitze. Andererseits sind mir Bibliotheken ein Ort geworden, an den ich mich zurückziehe und eine der beschriebenen Heimatfacetten leben kann.

Dazu gehört auch diese unsere Bibliothek an der Robert Schumann Hochschule, die nicht nur enthält, was ich immer vermisst habe, sondern sich auch dadurch auszeichnet, dass sich seit dem Umzug in das neue Gebäude e der Hochschule das in ihr Aufhalten in einer besonders einladenden, zum Verweilen einladenden Weise gestaltet. Sie hat die Atmosphäre, in der die Dinge, die ich in einer Hochschule suche, erst anfangen zu mir zu sprechen. Als Lehrender, als Verwaltender, als politisch Agierender und Gespräche Führender und auch als Zuhörender, in all diesen Funktionen ist es wichtig für mich, ein geistiges Zentrum zu haben und auch durch die Mitarbeiter*innen der Bibliothek zu erleben, dass geistige Nahrung Spaß macht und mich bereichert. Das macht diese Bibliothek zu einem Herzstück meiner Hochschule, meines Hochschuldaseins. (JL:) Was waren dann die Bibliotheken, die Sie besonders beeindruckt haben, nicht durch Bestandsreichtum und historische Bedeutung, sondern Erlebnisse, die zu der beschriebenen geistigen Heimat beigetragen haben?



Volker Kalisch recherchiert im Freihandbestand der Bibliothek der Robert Schumann Hochschule (Foto: Emanuele Tommasi)

(VK:) Mir soll es jetzt nicht um die Erlebnisse im Einzelnen gehen, darüber will ich jetzt gar nicht sprechen. Tatsache ist, dass ich in vielen großen und bedeutsamen Bibliotheken gewesen bin. Eine Station, in der Bibliothek einen für mich wirklichen „Aktivposten“ dargestellt hat, kennen Sie aus meiner Biografie: An der Humboldt-Universität Berlin hatte ich im gerade wiedervereinigten Deutschland und nach den ersten personellen Säuberungen und Entlassungen als Assistent die Aufgabe, mich um die Bibliothek zu kümmern. Diese war und ist immerhin die erste und älteste musikwissenschaftliche Bibliothek auf dem Territorium des ehemaligen Deutschen Reiches, die entsprechend alles gesammelt und vereint hatte, was die deutsche Geschichte an Segnungen und Unsegnungen so hervorgebracht hat. Zur Zeit meines Antritts sollten zum Beispiel die Marx-Engels- und die Lenin-Gesamtausgabe rausgeschmissen werden – obschon sie auch in alle Fachpublikationen während der DDR-Zeit Eingang gefunden haben –, was ich verhindert habe, ohne allerdings zu wissen, ob diese Schriften heute dort noch stehen oder nicht.

Was mich an (Musik-)Bibliotheken besonders beeindruckt hat, kann ich als einen Typus fassen: In persönlichen Besuchen habe ich einige Male meist in historischen und Klosterbibliotheken wie z. B. im Stift Engelberg (Schweiz) Bibliotheken erlebt, wie sie nicht mehr der modernen Vorstellung entsprechen. Ich meine die Bibliotheken, in denen ganze Klöster gewohnt und gelebt hat, als deren geistige und spirituelle Mittelpunkte, in denen Generationen von Menschen an den Beständen gearbeitet haben. Bücher wurden dort nicht nur gesammelt und – in übrigens kurioser Weise – aufgestellt, sondern es wurden über Generationen hinweg in sie Marginalien eingetragen, von Menschen auf der Suche nach einem inneren Kompass. Die Spuren dieser Benutzung zu sehen, ist natürlich etwas anderes als das (zumeist nur) Gekritzel und Gekrakel in modernen Bibliotheksbeständen. In einer Klosterbibliothek wie Engelberg ist das Buch jener letzte Aufbewahrungsort, welcher der Drangsal des Menschen, seiner Sinnsuche Bedeutung verleiht. Zu sehen, dass eine Bibliothek eine Einheit mit der Lebensführung bildet, dass also Mensch in Bibliothek „lebt“ und die Fragen, die ihn bewegen, aus der Bibliothek bezieht – die Dokumente, Zeugnisse und Spuren dieses Lebens dafür dort zu finden, das ist das, was mich bis heute ganz besonders beeindruckt.

(JL:) Die Bibliothek als spiritueller Wohnort, als geistige Nahrung – heutzutage ist es *möglich*, ein Studium zu absolvieren, ohne je die Bibliothek betreten zu haben: mithilfe von Google, digitalen Beständen und elektronischen Semesterapparaten. Wie würden Sie heute, im Jahr 2022, bei Studierenden dafür werben, in die Bibliothek zu gehen?

(VK:) Ich möchte zunächst feststellen, dass man sicher *ein* Studium ohne Bibliothek und ganz aus Google heraus bestreiten kann, ver-

mutlich liegt hierin sogar die Zukunft. Davon deutlich zu unterscheiden ist aber, dass *mein* Studium, das was ich darunter verstehe, so für mich nicht vorstellbar ist. Wenn ich, ohne die moralische Keule auszupacken, jungen Leuten den Besuch einer Bibliothek nahelege, kann ich das nur, indem ich diese Empfehlung in die persönliche Erfahrung meines eigenen Studiums einbette.

Für jeden, der sich einen Überblick über meine Forschungen und Publikationen verschaffen wollte, ist relativ leicht nachvollziehbar: Wie bin ich denn überhaupt zu meinen Themen gekommen? Wer glaubt, dass es die Verfolgung *einer* Fragestellung und deren Verzweigung ist, der kann suchen und suchen und wird doch nicht finden. Vielmehr ist es so, dass ganz viele Impulse für meine Arbeit erst dadurch entstanden sind, weil ich zu Büchern haptisch gegriffen und mich dabei auch ver-griffen habe, im wahrsten Sinne des Wortes, oder indem ich rechts und links und oben und unten in den Regalen geschaut habe.

Von einem meiner wesentlichen Bibliotheks-Erlebnisse habe ich Ihnen schon vor Jahren erzählt: nämlich wie es für mich eine Einführung sowohl in die Soziologie als Fach als auch in das wissenschaftliche Arbeiten war, als einer meiner gestrengen Lehrer in der Soziologie [Prof. Dr. Friedrich H. Tenbruck] mich in seine eigene Bibliothek mitnahm und zu jedem Buch darin mir etwas Erklärendes erzählen konnte, wie er hierdurch zugleich auch Aufstellung und Systematik der eigenen Sammlung erklärte. Sie erinnern sich, dass Sie mit mir schon ein ähnliches Erlebnis hatten [z. B. beim gemeinsamen Durchsehen älterer Dubletten und Tripletten], wenn ich Ihnen Dinge über einzelne Bücher zu erzählen wusste, die Sie so nicht ahnen konnten, die Ihnen aber sofort die Bedeutung vermittelt oder erschlossen haben, die diese Bücher für *mich* tatsächlich haben.

Zu verstehen, dass Bücher vergangenes wie gegenwärtiges Denken überspringen (wie in einer Art Zeitmaschine), dass der Anspruch zwischen zwei Buchdeckeln sich dann für den Lesenden im Hier und Jetzt verwirklicht und man auf diese Weise den Dialog mit den „Ahnern“ führt, die sich auch schon Gedanken zum selben Phänomen, z. B. zur Musik, gemacht haben: Diese Erfahrung, diese „Zufallsfunde“ kann Ihnen Google nicht ersetzen. Wie viele Kopien von Büchern ich niemals gemacht hätte, wenn ich sie gezielt aufgesucht oder gezielt nach ihnen gesucht hätte, diese Zahl ist erstaunlich hoch. Sie ist so hoch, weil mich diese Funde als haptisches Gegenüber spontan angesprochen haben.

(JL:) Bibliotheken mit ihren google-mäßigen Suchmaschinen bevorzugen elektronische Bestände – eben die Volltexte – im Vergleich zum physischen Bestand. Auf welche Tools verlassen Sie, Volker Kalisch, sich inzwischen selbst angesichts dieser ungleichen Ausgangsvoraussetzungen?

(VK:) Ich muss ehrlich sein: Natürlich benutze ich Google. Manche Dinge wären mir unter dem Beschaffungsaspekt gar nicht zugänglich, wenn es nicht Google, digitale Bibliotheken und Archive gäbe, gerade auch im angloamerikanischen Raum. Wirklich verlassen tue ich mich allerdings auf gar nichts – weil jedes Google-Ergebnis auch nur menschengemacht, nur ein Material-Angebot ist. Ein Wabengebilde, wenn Sie so wollen, bestehend aus einzelnen Artefakten, die gesammelt ein Bezugfeld ergeben, das es auch in mir aufgrund aller Vorerfahrungen gibt, lenkt meine Aufmerksamkeit. Erfahrung und Kontexte, über Jahre hinweg mühevoll erworben und zusammengetragen, erlauben es mir dann auch, diese digitalen Angebote zu qualifizieren und der bereits vorhandenen inneren Wabenstruktur hinzuzufügen. Das Einzelne wirkt insofern auf das Ganze und das Ganze auf das Einzelne zurück.

Bibliothek ist, selbst wenn man sie nicht benutzen würde und selbst wenn man sich über sie ärgert, eine ebensolche Wabenstruktur. Insofern kann keine Bibliothek, die das Verhältnis von Einzelem und Ganzem und umgekehrt befördert, einfach so ersetzt werden, wenn es um das beschriebene Verhältnis geht, das das eigene Arbeiten und Denken und Sprechen erst ermöglicht und beeinflusst.

(JL:) Kann eine Fach- bzw. Musikbibliothek mit all ihren Tools heute die führende Rolle bei der Informationsvermittlung einnehmen, ja vielleicht sogar besser vermitteln, als dies im Rahmen einer musikwissenschaftlichen Lehrveranstaltung möglich wäre?

(VK:) Meine tiefe Überzeugung ist und all meine Erfahrung spricht dafür, dass beides einander nicht ersetzen kann. Beide „Systeme“ haben für das, was ich Bildung und ganz entschieden nicht Informationsaufbereitung nenne, eine konstitutive Bedeutung, wobei das eine das andere bedingt. Fehlt die Bibliothek in diesem Konstrukt als ein Knotenpunkt, entsteht ein kaum zu reparierendes Loch im Netz.

Wo sehe ich also, noch grundsätzlicher gesprochen, die kulturelle Bedeutung der Bibliothek? Sicherlich nicht in der notwendigen technologischen Aktualität oder Aufrüstung einer Bibliothek und ihrem Zweck als möglichst günstig gestaltetem Aufbewahrungsort von Medien. Ich spreche vielmehr von der Bibliothek als Knotenpunkt der Kommunikation, selbst wenn in Stillarbeit in ihr gar nicht gesprochen würde. Ich meine das Umherschauen, das Herausgreifen, das Gespräch (nicht nur) am Rande, Kommunikation zu ermöglichen, die sicherlich auch schon mal etwas tiefer, mal etwas oberflächlicher angelegt ist und auch sein darf. Die Bedeutung von Bibliothek liegt darin, diese Kommunikation mit dem Denken auch in Zukunft ermöglichen zu können.

Hochschulen leben, wie auch andere außerhochschulische Orte, von dieser Kommunikation. Das ist zwar noch nicht das Spezifische, was eine Bibliothek von anderen Bildungs-Orten unterscheidet, es

geht vielmehr darum, dass sie, weil sie *auch* Aufbewahrungsort ist, eine spezifische, nicht ausschließlich von der Gegenwärtigkeit abhängige Art der Kommunikation ermöglicht. Auch in zweitausend Jahren wird es noch Menschen geben, die in ihr arbeiten und erfahren. Bibliothek würde sofort verlieren und ihre Art spezifischer Kommunikation nicht mehr einlösen können, würde z. B. lediglich ein Roboter ein gesuchtes Item A zu mir bringen und sogar anmerken, dass Item B eine gute Ergänzung dazu wäre, weil dahinter ein so kluger Computer steckt, der das bestimmt. Bibliothek kann nur erhalten bleiben, wenn in ihr „richtige“ Menschen arbeiten, die den Wert und die Bedeutung der Medien kennen und dies auch vermitteln können: Bibliothekar*innen sind nicht ersetzbar durch beliebige Servicekräfte. Dienstleistung sollte hoch im Kurs stehen, aber es ist die Dienstleistung an einem besonderen Gegenstand in einem hochsensiblen Segment. Meine Bibliothekar*innen der Zukunft sind diejenigen, die aus idealistischem Überschuss heraus handeln, zu dem, was sie in der Hand halten, die Gespräche führen, Medien herbeischaffen, Benutzerinnen und Benutzer in Empfang nehmen. Sie sind unverzichtbar, unersetzlich.

Also: Bibliotheken sind Orte von besonderer Natur und Bedeutung, sind mehr als Aufbewahrungsorte; sie sind ein Ort der Ermöglichung einer besonderen und spezifischen Kommunikation, die in wesentlicher Weise mit-konstituiert wird von den Menschen, die dort arbeiten und in ihr leben.